

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

142 (20.6.1928) Die Mußestunde

...wie Silber. Silbern die Gebirge, bedeckt mit ewigem Gleichheit. Und der Rand ist ein großes dänisches Talestüd, von dem die Kinder Islands für ihren irrenden Sargot träumen und träumen. Silbern die Klüfte, Silbern der Bufel des Secundus. Silbern der Kopf jeder Woge.

Island. Restliant. Wir rauben Männer vom britischen Frischdampf heut an Land. Zur Sonnenfeier. Aber wo ist die Sonne? Silbener Nebel weht und weht in diesen Schwaden von Grönland her über See, Insel mit dem Mädel das ganze Jahr „ging“, mit dem er durch das Sonnenwendfeuer sprang.

Sonne? Ich sage doch schon: aus den Antlitzen der Menschen lacht uns Sonne an, Islands Herz heißt uns willkommen. Seewolk liebt Seewolk! Der große Vater Ocean hat viele, viele Kinder — aber keines fühlt sich als Stiefkind: Seemann liebt Seemann!

Restliant. Sonnenwende. Seemannstrunt und Seemannslieb. Wir sitzen in der niedrigen, verdüchternen Wirtstube. Blauflüßner Nebel auch hierinnen. Wir alle qualmen wie die Quellen des Geistes. Und die Frauen und Mädchen lachen wie das silberne Lachen der Brandung, der Brandung vor den granitroten Lippen der zerklüfteten Felswand. Und wir hoben die wie Silber Mantelgenossen zinnbeschert aneinander. Es lebe die Königin der Welt, Junager Sonne! — Wir trinken Ale aus Riverpool. Dem Kronen-Bier aus Kopenhagen. Whisky von Edinburgh und schwarzen Rum aus Jamaica. Und wir schwärzten die und wir schwärzten das. Alles Gerede geht um den Seemann, um den Fisch, um das Geld, um die Liebe, um die Sonne. Trivialität mischt sich mit Tiefstem und Höchstem. Einen Augenblick sind wir toterst, den nächsten Augenblick krümmen wir uns vor Lachen. Stool — der Sonne und Freiheit!

Die ganze Wirtstube ist bei — uns — zu Gast. Nicht wir sind die Gäste, nicht der alte Stodfisch von Wirt da — ist der Wirt; sondern unsere enghischen blühenden Fundstücke sind der Wirt, und unsere Gäste hier sind alle die Freitrinter und die Freitrinterinnen. Und wir selber, wir Spender, wir fühlen wie Götter. Alles soll leben! Alles soll sich freuen! Alles soll glücklich sein! Wirt — mehr feurigen Rum her, tue heißer Wasser hinein, daß er silber dampft — wie der Geist.

Und wir trinken und wir trinken. Und wir tanzen und wir tanzen. Mit den Mädchen aus den Saltschuppen, mit den Frauen aus dem Fischlager. Lächeln, breunen, freut euch, heute feiert Hochzeit: Die Sonne! Sie freut uns alle, die Männer und die Frauen — hoch die Herzen, die Herzen breunen aus den dampfenden Kaminen gläsern — Sonne, Harmonie! Gemeinschaft zwischen allen Wirtstern der Erde — heia, das brennende Island! Wir küssen uns, wir liegen wie Bruder und Schwester einander im Arm — kein unverständiger Grin, kein geiles Wort — nein: das hier ist Verbrüderung: Sonnenhochzeit, Herzenshochzeit, Freiheitsfeier aus Island. Die schöne, brennende Insel!

Früh um fünf hatte Island ausgebrannt, das Geld war alle. Die Rumfeuer qualmten ab. Wir vom Bord des Brien saßen allein. Unsere Gäste hatten sich verlaufen — das Sterlinggold war verduftet.

Well, Boops!, nun an Bord. Wir torfelten aus der Wirtstube heraus — am Hirne den schweren eisernen Alkoholgriff — hei, aber hier draußen — ei, so lebt doch: die Frühluft, alles brennt: Die blühende Sonne des Nordhorns hat den Nebel entlammt, alles draußen ist rot: blutrot, feuertrot — selbst die Klüfte hat feurige Schwingen.

Auf einmal, ein Lied — das kennen wir: Internationales Sozialistenlied, eine rote Fahne — Jugend da herum, Jugend im Marsche, blinde Mädels, blonde Knaben, toterste Antlitze — und wie sie singen — sie stehen in der Frühe aus, auf die brennenden Berge hinauf — ihre sozialistische Sonnenfeier droben flammen zu lassen. Und die Sonne empfängt die Jugend, sie hat alles in feierliches Rot gekleidet, der Frühnebel brennt. Das wirklich brennende Island, der heilige Brand der Natur, die echte „Hochzeit“ der nordischen Junager Sonne.

Wir halbgeöffneten Seelente schämen uns plötzlich, vor Scham werden wir nüchtern: Wir — haben — falsch — die Sonne gebrü. Die Jugend da hinter der roten Fahne — die markiert richtig hinaus zur Natur — fort vom Wirtshaus.

Wir kommen an Bord. Was habt ihr uns mitgebracht? Und, das hatten wir ganz vergessen. Die an Bord geliebten Kollegen fuden, wir ändern Meinen. Immer noch voller Scham, wir haben falsch geiezt. Wieder auf See. Wir fischen noch acht Tage herum. Im Rater hatten wir uns geschworen, nie mehr einen Tropfen zu kaufen — im ganzen Leben nicht. Sekt denken wir schon wieder anders — es war doch schon an Land, hinter der Sauerei brannte doch Hera an Herz. Aber: immerhin, in Zukunft bleiben wir mehr nüchtern. Als wir dann nach weiteren acht Tagen für 48 Stunden in Aberdeen lagen, haben wir — wie immer — unsere Feuer bis auf den letzten Ferno vertriebt und verhoffen. Was nicht denn dem Seemann sein Geld — So waren wir Alten, leider. Aber so ist es nicht mehr. Nicht mehr so schlimm — die Menschheit schreibt vorwärts — wie damals die Jugend von Restliant, fort vom Wirtshaus, hin zur Natur. Die Sonne erwartet uns — sie breitet die roten Arme! Freiheit in allem — auch frei von den Fesseln des Suffs. Ja. Du. Des. Max Doru.

Im neuen Sonnenjahr

Im neuen Sonnenjahr in der Nähe von Karlsruhe wurden die Vorbereitungen zum Sonnenwendfeuer mit feierlichem Eifer betrieben. Die Dorfjugend suchte eifrig Brennmaterialien zusammen, die ein großes und wirkungsvolles Sonnenwendfeuer versprachen, und die weibliche Dorfjugend wartete mit feierlicher Spannung auf das Herannahen des Sonnenwendfestes. Denn an diesem Abend wurden oft Paarungen geschlossen, die von entscheidender Bedeutung für das ganze Leben waren, da es die Sitte forderte, daß der Bursh mit dem Mädel das ganze Jahr „ging“, mit dem er durch das Sonnenwendfeuer sprang.

Hans, der Müllerjunge, sah der diesjährigen Sonnenwendfeier mit besonderer Spannung entgegen; denn an diesem Abend wollte er den Verluh machen, des Dorfschulzen Piese endgültig für sich zu gewinnen. — Die gleichen Hoffnungen aber besaßen den selben, jedoch älteren und im Dorfe wegen seines Geldes und seiner Rücksichtslosigkeit unbeliebigen Pastors des Sägemühle Franz.

Beide Kivalen hatten es bisher vergeblich versucht, von Piese einen endgültigen Bescheid zu erhalten. Piese schien zwar dem jungen, hübschen, aber armen Hans ihre Sympathien auszuwenden. Genaues aber konnte niemand sagen, denn sie verstand es, bald dem einen, bald dem andern Hoffnungen zu machen und diese mit derselben Leichtigkeit wieder zu vernichten.

Am Vorabend des Sonnenwendfestes kam Franz aus dem Dorfschulzen und hatte mit diesem eine lange Unterredung unter vier Augen. Es war bekannt, daß der Dorfschulze weit über seine Verhältnisse lebte und bei dem Sägemüller sehr große Schulden hatte. Als der Sägemüller sich von dem Dorfschulzen verabschiedete, schienen beide Männer im besten Einvernehmen zu scheiden und der Sündedrud, mit dem der Dorfschulze Franz entließ, sah wie die Bestätigung eines Verprechens aus.

Wie viele aus dem Dorfwirtshaus, in dem sie mit einigen Fremdbildner zum Tanz war, nach Hause kam, rief der Vater sie zu sich und erklärte ihr, der Sägemüller hätte um ihre Hand angehalten und er hätte ihm versprochen, daß die Hochzeit 14 Tage nach der Sonnenwendfeier stattfinden sollte. Viele weiderte sich, denn sie hatte sich trotz ihres Spiels für Hans entschieden und wollte mit ihm am kommenden Abend durch das Sonnenwendfeuer springen. Hans hatte sie im Wirtshaus auch bereits befragt, ob sie ihm den Sprung versprechen wollte und sie hatte zugestimmt. Der Vater erklärte seiner Tochter, wenn sie sich diesem Willen nicht fügen wollte und sein Versprechen einlöse, wäre er ruiniert, denn der Sägemüller hätte mit der sofortigen Kündigung des Darlehens gedroht. Liebe hat sich eine Bedenkzeit aus.

Am folgenden Abend versammelte sich die Jugend frühzeitig bei dem Sattelberg und traf unter Töhlen und Gelächter die Vorbereitungen zur Sonnenwendfeier. Nur Piese fehlte. Unruhig hielt Hans nach ihr Ausschau und schon bemerkte die andere seine Herzklopfen und Scherzorte flogen hin und her. Mittels von der übermühten Jugend sah der Sägemüller sehr beobachtete das Treiben um sich herum. Aufmerksamkeit sah er von Zeit zu Zeit in die Gegend, aus der des Dorfschulzen Piese kommen mußte.

Die Zeit vering, die Stunde, in der das Sonnenwendfeuer angezündet werden sollte, rückte näher und näher. Aber weder der Dorfschulze noch Piese wurden sichtbar und die Jugend wurde bereits unruhig und ungeduldig. Schon wurden Stimmen laut, die fordereten, man solle das Feuer anzünden, ohne länger auf den Dorfschulzen zu warten, als Hans die Weiden sah und ihr Kommen annoucierte. Das Stimmengedrüse wurde ruhiger. Die Fackeln wurden entzündet und jeder Bursh suchte sein Mädel und alles bereitete sich zum Tanz vor. Inzwischen war der Dorfschulze mit seiner Tochter nähergekommen und Hans ging ihnen entgegen, um Piese zum Tanz aufzufordern. Der Dorfschulze aber schob ihm mit einer Handbewegung beiseite und führte seine Tochter dem Sägemüller zu. Dieser zog darauf einige Scheine aus der Tasche, die er dem Dorfschulzen übergab. Dieser prüfte die Scheine sorgfältig durch, nickte kurz und wandte sich dem Feuer zu, das inzwischen entzündet worden war.

Hans sah dem Gansen döstig verblüffend zu, und dann sah er, wie der Dorfschulze langsam ein Stück Papier nach dem anderen in das Sonnenwendfeuer warf. Als er näher trat, konnte er erkennen, daß es die Schuldigheime waren, die der Dorfschulze dem Sägemüller ausgestellt hatte. Da herrschte Hans und gina aus dem hellen gelben Schein des Sonnenwendfeuers in das Dunkel. Wie sang doch Heinrich Heine?

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wenn sie lust vollziet,
Dem brich's das Herz entzwei.
Karl Ludwig Simke.

Johanniswasser und Johannisbad

Von Ernst Edgar Reimerdes

Seit uralten Zeiten hat bei den germanischen Bräuden des Mittsommerfestes neben dem Feuer das Wasser eine wichtige Rolle gespielt, beide Elemente waren dem Donar heilig, dem Herrn über Donner und Blitz, dem Beschützer des Ackerbaues. — Der Glaube an die heilende und reinigende Wirkung des Johanniswassers ist wahrscheinlich auf den sommerlichen Brunnen- und Quellentulstus unserer heidnischen Vorfahren zurückzuführen, dessen Ueberreste in den Brunnenfesten zu sehen sind, wie sie ganz vereinzelt noch abgehalten werden, z. B. in einigen Städten Hessens (Kulda, Schwanau, Wolfhagen), wo man vor noch

...eines Brunnens, das Johannisbrunnen, zu bekommen, und mit einem weißen Tuch zu schmücken. In der Pfalz, im Elsaß, sowie am Rhein (z. B. in Krusanach) fannte man bis in die Gegenwart hinein auf Johannis eine Brunnenreinigung und damit verbundene Festlichkeit. Bei Einführung des Christentums setzte man an die Stelle des heidnischen Donar den Heiligen Johannes, dessen Beiname „der Täufer“ auf Besäuberungen zum heilbringenden Wasser hinweist.

Der Ursprung der Sitte, am Johannisfest ein Bad zu nehmen, läßt sich nicht nachweisen, jedenfalls ist sie sehr alt. In Rom waren schon zur Zeit des Kaisers Augustus Johannisbäder üblich; nach aberaläubigem Brauch gingen damals die Christen am Johannisfest ans Meer, um zu baden. In Deutschland und im Norden war das Bad am Mittsommerfest noch nicht bekannt und Grimm glaubt, daß es erst durch das Christentum eingeführt worden ist. Gegen die Sitte des Johannisbades hat schon der heilige Augustinus (354—430 n. Chr.) geieert. Auch in späterer Zeit erließ die Geistlichkeit Verbote dagegen, ohne jedoch mehr Erlösa damit zu haben, als etwa 1584 der Straburger Kirchenkonvent, der die Uebertretung der Verordnung mit schweren Strafen belegte. Das Volk glaubte nun einmal fest an die Wunderwirkung des Johanniswassers, das denjenigen, welcher darin badete, gelund machen und verjüngen sollte, wie es auf einem Bilde des Lukas Gnadach im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin trefflich dargestellt worden ist. — Bis in das 17. Jahrhundert hinein war es in ganz Deutschland bei vornehm und gering üblich, am Johannisfest ein Bad zu nehmen, das, wenn es recht wirksam sein sollte, 24 Stunden dauern mußte.

Ueber das Johannisbad in Köln besitzen wir einen Bericht aus der Feder des großen Petrarca, der sich dort 1330 aufhielt. In einem Brief an den Kardinal Colonna in Rom gedenkt der Dichter des Johannisbades mit folgenden Worten: „O ihr gütigen Götter, welche herrliche Gestalten erschienen da vor meinen Blicken, welche Anmut entfaltete sich, wie lebenswürdig waren die Mienen, wie gracios war die Haltung der Frauen! Jede von ihnen hatte sich mit duftenden Kräutern geschmückt und tauchte die weichen Hände und Arme in die Mut (des Rheins), wobei sie Worte murmelten, welche mir unverständlich waren.“ Als Petrarca nach dem Grunde dieser nachts bei Mondschein vollzogenen Handlung sich erkundigte, erklärte man ihm, daß es sich um eine alte, namentlich unter den Frauen und Mädchen weit verbreitete Sitte handele. Durch Eintauchen der Arme in das Wasser des Rheins am Vorabend des Johannisfestes glaubte man alles Unheil des Jahres abzuwenden und das Glück an sich fesseln zu können.

In Kopenhagen sah das Volk früher am 24. Juni zu einer Quelle um in ihrem Waller Stärkung und Seilung von Krankheiten zu suchen; in Schweden muß man sich noch im 18. Jahrhundert an diesem Tage in gewissen Quellen, in die man nun Dank Geldstücke oder andere Opfergaben warf. Bis in das 1. Jahrzehnt des verflohenen Jahrhunderts hinein pflegten die schlesischen Landleute am Abend des 23. Juni in Scharen in der Munderquelle zu Warmbrunn zu baden, da, wie es in einem alten Bericht heißt, am Johannisfest „eine halbe Stunde hindurch der Leib mehr gestärkt wird, als sonst in 4 oder 6 Wochen.“ — In Schwaben glaubt man vielfach heute noch, ein Bad in der Johannisnacht habe ebensoviel Wirkung, wie neun an anderer Zeit genommene Bäder. Von dem kleinen Baderste Niederbrunn im Elsaß heißt es in einer Schrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, „daß und Johannes-Badisten alle Jahr eine große Menge vom Landvolk dahin gekommen, so ein Tag oder zwei da geblieben, lag und nach im Waller seiffen, in den Buzgen Häuser daselbstige wärmen lassen und darin in Bädten geiffen, daß das ganz Dorf voll Baderst und erfüllt gewesen, vernehmend, sie seien das ganz Jahr hernacher von Krankheiten verwardt und sicher.“ Auch dem Tau der Johannisnacht schrieb man einst heilkame Wirkung zu, deshalb badete man vielfach darin, indem man den Körper, befeuchtet oder unfeuchtet, im feuchten Gras herumwälzte. Man sammelte den Tau auch wohl in Flaschen und benutzte ihn auf, um ihn gelegentlich gegen allerlei Krankheiten zu gebrauchen.

Weit verbreitet war einst der Aberglaube, daß die Flüsse und Seen am Johannisfest ein Menschenopfer verlangen. Gegenwärtig noch vermeiden es viele Leute in Straburg, am 24. Juni auf der Ill zu fahren oder darin zu baden. In der Gegend am Bodensee glaubt man, der See fordere auf Johannis zwei Menschenleben, „einen Schwimmer und einen Klimmer“. Abergläubige Leute bestien sich daher an diesem Tage vom Wasser und Gebirge fern. In Rotenburg warf man noch vor wenigen Jahrzehnten am 24. Juni alljährlich ein vom Spital gefeiertes Brot in den Aedar, lag man glaubte, der Fluß würde sonst wild und reißend einen Menschen fort. Wahrscheinlich stehen diese Sagen von Menschenopfern am Johannisfest mit der altgermanischen Sonnenwendfeier im Zusammenhang. Unsere heidnischen Vorfahren pflegten an diesem Tage Gericht abzuhalten und vollzogen an dem Tod verurteilten Missetätern die Strafe in Form eines der Gottheit (Donar) dargebrachten Verbrüungsopfers.

Der Glaube an die Wunderwirkung des Wassers am Johannisfest ist in der Gegenwart noch nicht völlig verschwunden, so hat sich die Sitte, ein Johannisbad zu nehmen, auf dem Lande noch hier und da erhalten, z. B. in Brandenburg und Schlesien. Als eine Art Ersatz für das Bad am Johannisfest ist es anzusehen, wenn die jungen Mädchen auf dem Lande sich am 24. Juni gegenständig mit Wasser besiechen, um gesund zu bleiben, ähnlich wie

...in der manderschehen Johannisnacht von 12 Uhr das Wasser in Rhein verstanden zu haben, den man auch auf Maßen und Weihnacht kennt. — Als Orakelnaht spielt die Nacht auf den 24. Juni in Verbindung mit dem Wasser ebenfalls eine gewisse Rolle. Wenn ein junges Mädchen an dieser Zeit in einen Bach oder Teich bildet, so sieht sie das Bild ihres Zukünftigen auf dem Grunde. Sie muß aber dabei ein Bündel von neuerlei verchiedenem Holz auf dem Kopf tragen und darf es nicht ins Wasser fallen lassen. Wegen der Schwierigkeit dieses Experimentes tollten nur wenige Mädchen ihren Zukünftigen im Wasser erblickt haben.

Welt und Wissen

Merkwürdige Schiffsladungen sind es, die manchesmal von Heberie in den kontinentalen Häfen eintreffen. So kamen kürzlich 13 Tonnen getrockneter Flegeln mit einem Dampfer in Wismouth an. Sie stammen aus Mexiko und werden zur Herstellung einer bestimmten Farbe benutzt. Getrocknete Fliegen werden auch aus Brasilien importiert, doch werden diese nicht zur Farberzeugung, sondern zur Herstellung von Hühner- und Gallenpulver benutzt. Leider verriät „Ocean Ferry“ der Wüste Star Linie nicht, wie diese ungläublichen Mengen der gefügigsten Fliegen gefangen werden. Manchmal sind die Besiehungen von Labungsfäden in den Konnosumenten derart phantastisch, daß man sich beim besten Willen keine Vorstellungen von dem möglichen Gebrauch der Sachen machen kann. Was soll man sich z. B. darunter vorstellen, wenn man von einem Kolli hört, daß es Wallroß-Schnurrbarthaare enthält. Wenn man der Sache auf den Grund geht, wird man erfahren, daß aus diesem entchieden merkwürdigen Rohstoff 3 a h n s t o c h e r gemacht werden. Oder, um ein weiteres Beispiel zu nennen: F r o s c h h a u t e ! Was kann man wohl mit der Haut dieser Wasserbewohner anfangen? Ab und zu trifft ein Koffel dieser eigentümlichen Labung von Indien in England ein und die Häute werden hernach zu — Ruchleinbänden! Die Haut dieser indischen Frösche gibt ein weiches Leder, auf dem, wenn es geiebt wird, die wunderlichsten Farbenwirkungen erzielt werden können. Ein englischer Buchbinder hat eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt, daß er mit Hilfe derartig bearbeiteter Froshhäute ganz eigenartige und effektvolle Wirkungen erzielt hat, „25 taunantische Teufel“ lautete die Besiehung einer Teillabung eines Dampfers. Sie befanden sich unter einem australischen Viehtransport, der für den Londoner Zoologischen Garten bestimmt war. Diese „Teufel“ waren trotz ihres Namens aber lange nicht so gefährlich wie der Inhalt der Kiste, die an Bord eines Dampfers von der Westküste Afrikas in Southampton eintraf und die Besiehung „Krankheiten“ trug. Dieser unheimliche Kasten enthielt Kulturen von Krankheitskeimen von Schwarzwasserfieber, Malariafieber und andern tropischen Krankheiten. Vielfach werden in besonders hergerichteten Kästen auch Bazillen und gewisse Milben verpackt, die in großen Obst- und Beinkulturen ausgeieet werden. Es handelt sich um grimmige Feinde der Reb- und Blattläuse, die diese Schädlinge vernichten, ohne den mit ihnen beiechten Früchten und Pflanzen Schaden zu tun. Auch auf dem Wasser befördert, wenn sie in ihrer überlebensfähigen Heimat bestattet werden sollen.

Der gefährliche Bieneistich, wenn der Mensch von einer Biene gestochen wird, so ist das nicht nur ein sehr schmerzhafter, sondern auch ein ganz komplizierter Vorgang. In zwei Drüsen, von denen die eine ein alkalisches, die andere ein saures Sekret liefert, wird das Gift im Giftapparat der Biene gebildet. Wirtum ist es nur dann, wenn beide Sekrete gleichzeitig in die Stichwunde gelangen — das ist beim Stich immer der Fall —, während jedes Sekret für sich nicht giftig zu sein scheint. Das Bienegift, das so stark ist, daß schon ein Tropfen von 0,0125 Kubikmillimeter bestige Schmerzen erzeugt, besteht eine geradezu verblüffende Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse; es behält seine volle Wirksamkeit, wenn man es 10 Tage lang einer Hitze von 100 Grad Celsius aussetzt, blickt sie aber auch nicht ein, wenn man es fest eintrieren läßt. Die meisten Biene geben an dem Verteidigungsstich selbst zugrunde, da der Widerbaken der Stachelspitze das Herausziehen des Stachels aus der Wunde hemmt und die Biene, wenn sie schnell loskommen wollen, sehr oft den Stachel mit den Giftdrüsen in der Wunde zurücklassen müssen. Das hat werden in Tausenden Menschen sehr stark. Reanwärmer sterben schon, wenn das Gift nur außen auf die Haut aufgetragen wird. Ein Sperling kann an zwei bis drei Bieneistichen zugrunde gehen, während manche Eidechsen und Kröten solche Stiche ohne jeden Schaden vertragen. Andere Tiere dagegen, z. B. Frösche und besonders der Bienevogel, können Biene mit ihrem Giftapparat verzeihen, ohne vergiftet zu werden. Beim Menschen ruft der Stich zuerst bestige brennende Schmerzen sowie eine starke Rötung und Schwellung der gestochenen Körperstelle hervor, richtet aber gewöhnlich keinen dauernden Schaden an. Unangenehmer ist der seltene Fall, daß eine Biene ins Auge sticht, und Lebensgefahr entsteht, wenn eine lebende Biene in die Mundhöhle gerät und Zunge, Schlund oder Gaumen mit ihrem Stachel verzieht, so daß infolge der bestigen Schwellung Erstickungsgefahr eintritt. Wird der Mensch von einem ganzen Schwarm von Biene überfallen, so kann er ebenso, wie das Pferd durch eine zu große Anzahl von Stichen den Tod finden. Napoleon hat kürzlich festgestellt, daß aber im allgemeinen erst etwa 500 Bieneistiche auf den geschunden Menschen tödend wirken. Frauen werden vom Gift erheblich härter als Männer beieimflusst. Bis zu einem gewissen Grad kann man übrigens gegen das Gift immun werden. Manche Imker sind gegen Bieneistiche völ-